

## Der Sommer, der nie vergeht

In der frühen Bundesrepublik wurden Millionen Kinder ohne Eltern in Kur geschickt. Viele "Verschickungskinder" fanden keine Erholung, sondern durchlebten Wochen der Tortur mit Heimweh, Schlägen und Missbrauch.

*Von Reiner Burger*

Das Kindersanatorium Haus Bernward in Bonn-Oberkassel befand sich in einer herrschaftlichen Villa mit weitläufigem Park direkt am Rhein. Unbeschwerte Sommerferien würde er hier nicht verbringen, das ahnte der zwölf Jahre alte Detlef Lichtrauter schon, als er im Sommer 1973 mit anderen Neuankömmlingen in die Eingangshalle geführt wurde. Marmorboden, die Wände mit schwerem dunklen Holz vertäfelt - alles war einschüchternd, bedrückend an Haus Bernward. Vom ersten Moment an herrschte ein rauer Befehlston: "Mund halten!", "Stehen bleiben!", schnauzten die "Tanten". Lichtrauter erinnert sich, dass er das kleine Päckchen mit Süßigkeiten abgeben musste, das ihm seine Eltern bei der Abreise zugesteckt hatten. "Den anderen ging's genauso."

Dann wurden die Jungen und Mädchen eine Treppe hinab in einen düsteren kleinen Kellergang geführt, wo sie sich still auf eine lange Bank setzen mussten. Einzeln wurden die Kinder in den Behandlungsraum gerufen. "Eine 'Tante' untersuchte mich rabiat mit einem Kamm auf Läuse", erinnert sich Detlef Lichtrauter. Danach ging es weiter an einen Tisch. "Kopf runter!" Detlef musste seine erste Postkarte schreiben. Eine "Tante" diktierte: "Liebe Mutti, lieber Papa, ich bin gut in Oberkassel angekommen, mir gefällt es gut, die Sonne scheint, das Essen schmeckt." Woche für Woche wiederholte sich das Ritual. Karten, auf denen von Heimweh die Rede war, wurden genauso vor den Augen der Kinder zerrissen wie nicht unter Aufsicht geschriebene Briefe. Alles wurde gelesen. Es herrschte strikte Zensur.

Nach Schätzungen der "Initiative Verschickungskinder" wurden in den ersten vier Jahrzehnten seit Gründung der Bundesrepublik Deutschland zwischen acht und zwölf Millionen Kinder ohne Eltern in wochenlange Kuren in Heime, Heilstätten und Sanatorien gegeben. Manche haben gute Erinnerungen an diese Zeit. Doch viele der Mädchen und Jungen im Alter zwischen zwei und 14 Jahren fanden keine Erholung, sondern durchlitten sechs, manchmal auch zwölf Wochen Tortur mit Schlafentzug, Toilettenverbot, gewaltsamer Essenseintrichterung von Mehl-, Linsen- oder Specksuppen bis zum Erbrechen, Wegsperrern in Gitterbetten, Besenkammern und Kellern, Gruppendemütigungen und anderen Strafen aus dem fürchterlichen Arsenal der "Schwarzen Pädagogik".

Vor zwei Jahren machte die Sonderpädagogin und Autorin Anja Röhl das Trauma dieser Kinder erstmals einer breiten Öffentlichkeit bekannt und gründete mit anderen Betroffenen die "Initiative Verschickungskinder". Röhl hat ein Ventil geöffnet. Seither bekommt sie täglich neue Zuschriften, in denen sich Betroffene häufig nach Jahrzehnten zum ersten Mal mitteilen. Die Berichte drehen sich um Angst, Trauer, Heimweh, Ohnmacht, Vertrauensverlust, das Gefühl, verlassen, ausgeliefert zu sein. "Fast alle schreiben mir: Endlich bin ich nicht mehr allein", sagt Röhl, die im Alter von fünf Jahren selbst schreckliche Wochen auf der Nordseeinsel Föhr erlebte und mit acht Jahren im Teutoburger Wald ein zweites Mal in "Kur" musste.

So gut wie immer herrsche bei Verschickungskindern der Gedanke vor, alles sei nur ein Albtraum oder zu bedeutungslos oder gar ihre eigene Schuld gewesen. "Die Wochen werden von Verschickungskindern bis heute aus dem eigenen Leben wie herausgeschnitten empfunden." Zu Hause wurde ihr Elend selten bemerkt. "Sie kamen zurück in ihr altes Leben, als sei nichts gewesen. Ihre inneren Verletzungen wurden vom Familienalltag überlagert. Erzählten sie daheim von ihren Erlebnissen, wurde ihnen oft nicht geglaubt, es wurde beschwichtigt und abgewehrt", sagt Röhl, die mit ihrem Buch "Das Elend der Verschickungskinder" Anfang des Jahres das erste Grundlagenwerk mit wichtigen Erkenntnissen und zentralen Thesen zum komplexen Ursachengefüge und mit unzähligen Hinweisen für die dringend notwendige umfassende Erforschung der Kinderverschickung vorgelegt hat.

Warum das System Verschickung bis heute ein weitgehend blinder Fleck blieb, ist ein Rätsel. Denn es handelte sich um ein Massenphänomen. Seit den 1950er-Jahren gab es einen regelrechten Verschickungsboom. In schneller Folge wurden neue Heime gegründet - wie Haus Bernward in Bonn-Oberkassel. Aus Akten des Stadtarchivs Bonn geht hervor, dass Dr. Otto M. sich 1959 selbständig machte und im Juli 1960 vom Kölner Regierungspräsidenten eine Konzession nach Paragraf 30 Gewerbeordnung bekam. Zuvor war er jahrelang als Oberarzt im seit den 1930-er Jahren bestehenden Oberkasseler Kindersanatorium Haus Ebton angestellt gewesen.

Mitte der 1960-er Jahre gab es nach Erkenntnissen der "Initiative Verschickungskinder" mehr als 1100 solcher Einrichtungen in staatlicher, kirchlicher oder privater Trägerschaft - davon die meisten in Baden-Württemberg, Bayern und Nordrhein-Westfalen. Vielen Haus- und Schulärzten galt die Verschickung als wahres Allheilmittel. Sie empfahlen Kuren für Vorschulkinder als Vorbereitung für den ersten Schritt in den Ernst des Lebens, bei Scheidungen oder damit sich Mama und Papa einen Urlaub leisten konnten. Röhl fand heraus, dass selbst zur Begleitung eines kranken Kindes empfohlen wurde, ein gesundes Geschwisterkind auch gleich mitzuschicken. "Und zwar in vollem Wissen darüber, dass beide im Heim sofort voneinander getrennt würden." Die Eltern dachten sich, was so viele andere machten, konnte nicht schlecht sein. Hinzu kam: "Die Seebäder-Kinderheilstätten warben mit der Meeresluft, die Leiter in den Hochgebirgsregionen mit der Höhenluft, Flachlandorte warben mit Salzkuren. Für jeden Kurort fanden sich andere Lobpreisungen."

Die aus der "Kinderlandverschickung" im Ersten Weltkrieg und im Nationalsozialismus hervorgegangene Kinderverschickung war im Wirtschaftswunderland Bundesrepublik rasch zum lukrativen Geschäftsmodell geworden. Selbst den Aufsichtsbehörden galten die Kinder vornehmlich als betriebswirtschaftliche Objekte. Vielsagend ist ein Aktenvermerk des Landesjugendamts Rheinland nach einer "Routinebesichtigung" im Haus Bernward, in dem die dort untergebrachten Jungen und Mädchen noch 1974 als "Patientengut" bezeichnet werden. Zum geistigen und seelischen Befinden der Kinder findet sich in dem Vermerk keine Zeile. Auch die mittlerweile 2000 auf der Homepage der "Initiative Verschickungskinder" veröffentlichten Zeitzeugenberichte machen deutlich: Erschreckend lange war das Verschickungswesen weitgehend unkontrolliert.

Demütigungen und Qualen innerhalb einer kurzen Zeitspanne im Leben eines Kindes können ebenso nachhaltig seelische Wunden schlagen wie über Jahre erlebtes Leid. So geht es auch Detlef Lichtrauter. Obwohl er mit zwölf Jahren zu den älteren Verschickungskindern zählte, verfolgen ihn seine Erlebnisse im Haus Bernward im Sommer 1973 noch heute bis in seine Träume hinein. "Die Angst, irgendetwas falsch zu machen, zieht sich wie ein roter Faden

durch mein Leben. Wenn man in Haus Bernward etwas falsch machte, hatte das sofort schlimme Folgen in Form von psychischer und physischer Gewalt."

Lichtrauter kann sich nicht erinnern, von seinen Eltern jemals ungerecht bestraft worden zu sein. Er wuchs in Moers am Niederrhein als behütetes Einzelkind auf. "In Bonn-Oberkassel war vom ersten Moment an klar: Hier herrscht ein anderes Wertesystem, hier wird man angeschrien, bestraft ohne Grund, und man wird durch Gruppenstrafen systematisch zum Mittäter gemacht."

Es herrschte ein Klima der Angst und Denunziation. "Ich war völlig auf mich allein gestellt." Viele ehemalige Verschickungskinder beschreiben, dass sie sich in ihren Gruppen stets isoliert fühlten. Das führte dazu, dass keine Freundschaften entstanden, sie sich heute weder an Namen noch an Gesichter anderer Kinder erinnern können, dafür umso besser an die Details des erbarmungslosen Regimes. Lichtrauter hat sich ein Mittagessen tief eingebrannt. Es gab Linsensuppe. Er hasste Linsensuppe, hatte schwer zu kämpfen. Gegenüber am Tisch saß ein Junge, der anfang zu würgen. "Ich dachte: Bitte nicht! Aber da war es schon zu spät, und er erbrach die Suppe in den Teller." Eine Betreuerin stürzte herbei, brüllte Lichtrauters Tischnachbarn an, zwang den weinenden, nahezu apathischen Jungen, seinen Teller mitsamt dem Erbrochenen auszulöffeln. "Wir mussten sitzenbleiben und zuschauen, durften die Szene aber weder mit Worten noch mit der kleinsten Regung kommentieren. Es herrschte Totenstille."

Nach dem Mittagessen galt zwei Stunden strikte Ruhe. Jedes Kind musste sich ins Bett legen - egal, ob es müde war oder nicht. Eine Aufseherin schlich durch den Raum. Wer seine Augen offenhielt, bekam eine Backpfeife. Beim Abendessen gab es für keines der Kinder zu trinken - wegen der Bettnässer. "Wir hatten immer Durst." Obwohl eine Nachtschwester regelmäßig Kontrollgänge machte, schlichen die Kinder in den Waschraum. "Der Haupthahn wurde zwar jeden Abend abgedreht, aber in den Standleitungen befand sich ja noch Wasser, wir drehten alle Hähne auf, und jeden Abend pustete dann ein anderer Junge ins erste Rohr, damit wir jeder ein, zwei Schlucke Wasser abbekamen." Ab und an wurden die Jungs erwischt, meist beließ es die Nachtschwester bei einem Donnerwetter. Aber einmal machte sie die größte Drohung war: Sie rief Dr. M., der seine Wohnung in Haus Bernward hatte. "Er war ein jähzorniger, gewalttätiger Mann, der auch tagsüber ohne Vorwarnung zuschlug." In jener Nacht ging der Arzt schnurstracks zum ersten Bett, riss dem Jungen die Decke weg und die Hose herunter und versohlte ihm das blanke Gesäß. Er kämpfte sich von Bett zu Bett, bis er schwer schnaufend vor Lichtrauters Bett stand. "Ich hatte so große Angst wie noch nie zuvor in meinem Leben." Dr. M. beugte sich über Detlef, fragte ihn mit schneidender Stimme: "Na, wird denn hier auch geschlafen?" Der Junge rührte sich nicht, der Kelch ging an ihm vorüber.

Viele Verschickungskinder erlebten auffallend Ähnliches wie Lichtrauter - egal, ob sie in Heimen an der Nordsee oder in Oberbayern waren. Wie kann das sein? Anja Röhl ist überzeugt, dass es für das rabiate Verhalten der Schwestern, Kindergärtnerinnen und Ärzte in den Heimen eine einheitliche Ideologie- und

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Mentalitätsgrundlage gegeben haben muss. "Es war nicht nur einfach ein strenges und liebloses Regime, das dort zufällig geherrscht hätte, in den Berichten wiederholt sich stets ein bestimmtes Muster aus Handlungen, Drohungen und Strafen."

Während sich in den Familien spätestens in den 1960-er Jahren Ideale der gewaltfreien reformpädagogischen Erziehung durchsetzten, predigten zahlreiche schon im Nationalsozialismus aktive Mediziner unverdrossen ein erbarmungsloses ideologisches Programm: Bindungszerstörung statt Bindungserhalt. So wie Johanna Haarer, deren Bücher sowohl in der Zeit des "Dritten Reichs" als auch in der jungen Bundesrepublik Bestseller waren. Die Ärztin redete Frauen in Schwangeren- und Erziehungsratgebern ein, bei der Mutterliebe handle es sich um "Affenliebe" und bei den Kindern um Tyrannen, die es durch Härte zu bändigen gelte.

Als Schlüsseltext des Verschickungssystems hat Anja Röhl das von dem Lörracher Kinderarzt Sepp Folberth herausgegebene Buch "Kinderheime - Kinderheilstätten in der Bundesrepublik Deutschland" identifiziert. Es erschien in den Fünfziger- und Sechzigerjahren in zwei großen Auflagen und diente Einrichtungen quer durch die Bundesrepublik als pädagogische Blaupause. Im Eingangskapitel des Sammelbands fächert der im Nachkriegsdeutschland hoch angesehene Pädiater Prof. Dr. Hans Kleinschmidt - auch er hatte im Nationalsozialismus Karriere gemacht - einen umfassenden Katalog von Ratschlägen, Handlungsanweisungen und Strafen auf. Verabschiedungen der Eltern von ihren Kindern seien schädlich, behauptet Kleinschmidt. Als "Therapie" gegen Heimweh drang der Hochschullehrer auf ein strenges und striktes Besuchsverbot, "unbedingt notwendig" sei es zudem, "abgehende Kinderpost" zu zensieren. Über "eine dagegenstehende Ansicht mancher Eltern, dass damit das Briefgeheimnis durchbrochen" werde und diese dabei auch noch mit dem Grundgesetz kämen, mokierte sich der Träger des Bundesverdienstkreuzes und empfiehlt, den Vätern und Müttern entgegenzuhalten, "dass die Leitung des Heims während der sechs Kurwochen die ganze Verantwortung für das anvertraute Kind an Elternstelle übernehmen muss".

Körperliche Züchtigungen verwirft Kleinschmidt zwar zunächst als "geist-und würdelos", legitimiert das Schlagen dann aber doch ausdrücklich: "In besonderen Situationen, die sich kaum vermeiden lassen, kann einmal die 'Hand ausrutschen'." Das Personal solle sich nur "nicht hinreißen lassen, ins Gesicht zu schlagen - es gibt bessere Stellen".

Kleinschmidt war kein Pädagoge. Trotzdem empfahl er im Ton abschließender erziehungswissenschaftlicher Wahrheiten, es gelte "Straftätern" Beachtung, Liebe, Freundlichkeit, Ansprache und Kommunikation zu verweigern, ihnen lieb gewonnene Spielsachen wegzunehmen, sie durch Strafsitzen zu isolieren, ihnen statt einer Mahlzeit Tee und trockenes Brot zu geben ("aber nur einmal!"), sie gezielt dem Spott und der Verachtung der ganzen Gruppe auszusetzen oder durch ihre Kameraden in "Gerichtsverhandlungen" aburteilen zu lassen. "Bei Kindern, die beißen und kratzen, bewährt es sich manchmal, ein Schild für eine oder einige Stunden umzuhängen: 'Vorsicht, ich beiße', 'Vorsicht, ich kratze'." Der Katalog sei "nur ein kleiner Hinweis für den Weg, den wir gehen können", gibt Kleinschmidt abschließend zu bedenken. "Wir müssen immer versuchen, Strafen zu finden, die sich aus der Situation heraus ergeben." Mit anderen Worten: Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt.

Im Haus Bernward mussten sich jeden Morgen die Kinder melden, die ins Bett gemacht hatten - seien es Bettnässer oder Jungen und Mädchen, die sich wegen des strikten Toilettenverbots einnässten. Um sie mussten die anderen Kinder einen Kreis bilden und sich über sie lustig machen, sie manchmal auch schlagen. "Wer nicht mitmachte, musste sich auch in den Kreis stellen. Wir waren Opfer und konnten zu jedem Moment zum Mittäter werden", erinnert sich Detlef Lichtrauter.

Folberths Standardwerk war nicht nur eine Rechtfertigungsfiabel der Schwarzen Pädagogik. Kurt Nitsch, seit 1954 Professor für Kinderheilkunde in Göttingen und später Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes, veröffentlichte im Folberth-Sammelband zudem eine lange Liste mit x-beliebigen Gründen für eine Verschickung: Verweichlichung, Appetitlosigkeit, Bettnäasser, Erziehungsfehler, Fehlerzogene, Haltungsschäden, Migräne, Untergewicht, Fettsucht, Krampferkrankungen und Heuschnupfen. Jedes Kind konnte also Kurpatient werden.

Die Liste war ganz im Sinne der Heimbetreiber, die ihre Plätze füllen mussten. In Bonn-Oberkassel kalkulierte Dr. M. Jahr für Jahr mit acht sechswöchigen Kuren für jeweils 70 Kinder, um die Kosten für die Pacht der feudalen Villa, das Personal und seinen Lebensunterhalt einzuspielen - was aber zunehmend schwerer fiel, obwohl auch Eltern von gesunden Kindern dringend eine Verschickung ans Herz gelegt wurde.

Wie bei Detlef Lichtrauter geschah das oft ohne klare medizinische Indikation. Er war vom Hausarzt seiner Familie in Moers "als zu dünn" befunden worden. Der Junge müsse dringend aufgepäppelt werden. "Ich war wie alle Jungen und Mädchen damals schlicht und einfach ein Draußenkind. Genauso verbreitet war damals leider die Obrigkeitshörigkeit: Der Lehrer, der Polizist, der Apotheker und natürlich der Arzt, der über allem stand, das galt für meine Eltern, so bin ich erzogen worden." Also musste Detlef in Kur. Seine Eltern dachten, sie täten ihrem Kind etwas Gutes. Im Nachlass seiner Mutter hat Lichtrauter Überweisungsträger gefunden, aus denen hervorgeht, dass seine Eltern 500 Mark Selbstbeteiligung zahlen mussten. "Das war für damals eine stattliche Summe, ihnen ist es bestimmt nicht leicht gefallen, das aufzubringen."

Im Haus Bernward bestand die "Therapie" für Detlef Lichtrauter in immer größeren Portionen. Beim Frühstück ging es in der ersten Woche mit zwei belegten Broten los, in der zweiten waren es drei, ab der dritten Woche dann vier. Der Junge musste sitzenbleiben, bis er alles aufgegessen hatte. "Ob ich Hunger hatte, was mir vielleicht schmecken würde, danach wurde ich nie gefragt. Es gab ein übergewichtiges Mädchen, das wir - so verrückt das vielleicht klingt - unendlich beneidet haben, weil es nur ganz wenig essen durfte."

Auch die medizinische Behandlung war Teil des Regimes. Im Haus Bernward bekamen die Kinder, die ins Bett gemacht hatten, von Dr. M. eine Spritze in den Po gerammt. Aus den Akten im Bonner Stadtarchiv geht hervor, dass der Arzt seinen Schützlingen meist destilliertes Wasser injizierte, es sich also um eine reine Bestrafungs- und Disziplinierungsmaßnahme handelte.

Lichtrauter erinnert sich, dass der Arzt Freude daran hatte, die Kinder dabei besonders zu quälen. "Er setzte die Spritzen nicht behutsam, sondern er rammte sie den Kindern möglichst schmerzhaft rein. Wer zu heulen anfang, dem schlug er mit der flachen Hand auch noch aufs Hinterteil."

Wie in vielen Heimen wurden in Haus Bernward nicht nur Kinder, denen es schwerfiel, ruhig zu liegen, mit Schmerzmitteln und Psychopharmaka sediert. Die indikationslose Medikamentierung zählte für alle zum festen Tagesablauf. "Am Ende des Abendessens mussten wir unseren Kopf in den Nacken legen, dann ging eine Betreuerin mit einer Plastikdose herum und warf jedem von uns eine Tablette in den Hals. Wir wussten nicht, was es damit auf sich hatte", erinnert sich Lichtrauter. Aus den Bernward-Akten im Bonner Stadtarchiv geht hervor, dass es sich um Psychopharmaka handelte.

Wie in anderen Heimen rebellierten zunehmend jüngere Mitarbeiter gegen die Zustände. Allein 1973 - also just in jenem Jahr, in dem Lichtrauter dort zu Kur war - kündigten in Haus Bernward 26 Angestellte. Doch davon bekamen die Behörden monatelang nichts mit.

Obwohl die Aufsicht für private Heime 1953 und 1961 auch für Heime in öffentlicher Trägerschaft verankert wurde, gab es keine systematische Aufsicht. Selbst wenn Behörden haarsträubende Warnhinweise von Insidern zugespielt bekamen, zog das selten Konsequenzen nach sich, vielmehr wurde mit erschreckender Beharrlichkeit amtlich beschwichtigt. Im Oktober 1974 wandte sich eine junge Kinderpflegerin aus Haus Bernward über den Kinderschutzbund anonym an das Landesjugendamt in Köln und berichtete ausführlich über die Zustände in dem Kindersanatorium. Dr. M. spritze "zur Einschüchterung oft wahllos fünf- bis sechsmal" destilliertes Wasser. "Gegen schreiende und verängstigte Kinder geht er in übertriebenem Maß mit der Beruhigungsspritze vor." Bei einem Jungen, dessen Rückenmark getroffen wurde, seien heftige Krampfanfälle aufgetreten. Mit den Worten: "Sedieren, sedieren, bis er im Stehen einschläft", habe der Arzt sie an einem Tag beauftragt, einem Jungen Beruhigungsmittel zu spritzen, berichtete die Kinderpflegerin. Viele Kinder kämen morgens und nach dem Mittagsschlaf kaum zu sich und torkelten umher. "Wir bitten Sie dringend, den Dingen nachzugehen", heißt es im Anschreiben des Kinderschutzbunds.

Selbst bis es zu einer angekündigten "Routineuntersuchung" kam, verging noch mehr als ein Monat. Doch statt den Hinweisen auf den Grund zu gehen, überließen die Kontrolleure dem Sanatoriumsleiter die Deutungshoheit. Dr. M. habe sich gegen die Vorwürfe "zur Wehr gesetzt, indem er diese als böswillige Verleumdungen einer früheren zwangsgekündigten Mitarbeiterin entlarvte", heißt es im Protokoll. "Zusammenfassend bestand keine Veranlassung zu Beanstandungen." Zu demselben Ergebnis kamen Mitarbeiter des Bonner Gesundheitsamts auch im November 1975 - obwohl es bereits im Mai sehr konkrete Hinweise auf Misshandlungen gegeben hatte. Der Fall Dr. M. steht exemplarisch für das kollektive Versagen der Ämter im Umgang mit dem Verschickungssystem.

Erst als der direkte Nachbar von Haus Bernward im März 1976 Alarm schlug, schauten die Behörden genauer hin. In dem Sanatorium seien die "Kinder weitgehend zu gegenseitiger Justiz angehalten", heißt es in dem Schreiben des Nachbarn. In einem Gespräch mit zwei Jungen habe ein etwa Zwölfjähriger erzählt, dass er andere Kinder "hart" schlage, wenn sie "in die Hosen scheißen". Auf die Frage, was ihn das angehe, habe das Kind geantwortet: "Sehr viel, denn ich muss die Hosen ja auf die Heizung hängen." Er bitte "eindringlich" darum, die Zustände im Haus Bernward zu überprüfen. Ihm seien zudem zwei Familien bekannt, "die ihre dort untergebrachten Kinder jeweils mit erheblichen neu aufgetretenen seelischen Schädigungen nach Hause zurückerhielten; z. T. halten diese Schädigungen bis heute (nach 1 1/2 Jahren) noch an."

Kurz darauf fanden endlich zwei eingehende Besichtigungen statt - eine davon sogar unter Leitung eines Beamten des Gesundheits- und Sozialministeriums in Düsseldorf. So Gravierendes wurde dabei festgestellt, dass der Kölner Regierungspräsident Dr. M. "im öffentlichen Interesse" die Konzession für das Sanatorium umgehend entzog. Aus der Verfügung geht hervor, dass im Mai 1975 und im März 1976 Kinder durch Mitarbeiter von Haus Bernward "aktiv oder durch unterlassene Hilfeleistung schwer misshandelt" worden waren. Mit der Medikamentengabe an die Kinder habe der Arzt "jahrelang eine mit dem Moment der Angst operierende Therapieform angewandt, die nach den heutigen Erkenntnissen der Kinder- und Jugendpsychiatrie absolut kontraindiziert ist". Dr. M. habe bewiesen, dass er nicht über die Fachkenntnisse verfüge, die für die Leitung einer Kinderkrankenanstalt erforderlich seien.

Über lange Phasen hinweg hatte laut Verfügung akuter Personalmangel in Haus Bernward geherrscht, zeitweise war nicht einmal eine Krankenschwester anwesend. "Als verantwortlicher Leiter hätten Sie in dieser Situation den Betrieb Ihrer Anstalt zeitweise einstellen müssen." Weil er das Personal nicht überwacht habe, sei es im Mai 1975 dann zu den schweren Übergriffen gekommen. Belangt wurde Dr. M. für keinen der Vorwürfe. Er starb 1983.

Die Erforschung des Verschickungssystems kommt Schritt für Schritt voran. Als erster Trägerverband hat die Diakonie im November eine Dokumentation über den schlimmsten bisher bekannten Fall vorgelegt: Im Kinderkurheim der Inneren Mission in Bad Salzdetfurth waren 1969 binnen weniger Wochen drei Verschickungskinder ums Leben gekommen - ein Junge war an eingeatmetem Speisebrei erstickt, ein gerade erst drei Jahre alter Junge war von anderen Kindern zu Tode misshandelt worden, ein Mädchen starb an Herzversagen nach einer plötzlichen schweren Bronchitis und Lungenentzündung.

Neben Berlin, Baden-Württemberg und Niedersachsen gehört Nordrhein-Westfalen zu den Bundesländern, die die Aufarbeitung des Schicksals der Verschickungskinder nun vorantreiben wollen. Im Gesundheitsministerium in Düsseldorf kümmern sich mittlerweile drei Mitarbeiter intensiv um das Thema. Ein umfangreiches Beratungs- und ein Forschungsprojekt sollen gefördert werden. "Wir hoffen, dass sich heute politisch Verantwortliche den Fehlleistungen der Vergangenheit stellen", sagt Detlef Lichtrauter, der seit einigen Monaten nordrhein-westfälischer Landeskoordinator der "Initiative Verschickungskinder" ist. "Nur gemeinsam können wir diesen für die Betroffenen bis heute unheilvoll und zerstörerisch wirkenden Teil der Geschichte aufarbeiten und daraus lernen."

Lichtrauter selbst konnte erst gut 20 Jahre nach der Verschickung seiner Mutter von seinen schrecklichen Erlebnissen erzählen. Danach fuhr er mit dem Motorrad nach Bonn-Oberkassel zu Haus Bernward. "Da stand ich vor dieser Villa auf der Suche nach Antworten." Seit 2010 trägt Lichtrauter systematisch Informationen über Haus Bernward zusammen. "Es ist für mich wichtig, Belege dafür zu haben, dass es wirklich so war." Immer tiefere Abgründe tun sich auf.

Vor einigen Wochen meldete sich Gerd Lübbering bei Lichtrauter. Als Dr. M. Ende 1976 sein Kindersanatorium auf behördliche Anweisung schließen musste, war Lübbering von Verwandten, denen Haus Bernward gehörte, gebeten worden, den Zustand des Hauses zu prüfen. Lübbering war damals 20 Jahre alt, hatte gerade sein Jurastudium begonnen. "Das Haus war offensichtlich Hals über Kopf geräumt worden. Im Keller lagen noch jede Menge Patientenakten herum, auch ärztliches Besteck und Spritzen." Selbst sein Auto - ein weißes Mercedes-Coupé - hatte der Arzt in der Garage zurückgelassen.

In einem Einbauschränk im getäfelten Schlafzimmer von Dr. M. fand Lübbering etwa 50 ungerahmte, aber auseinandergeschnittene Dias, auf denen schwerer sexueller Missbrauch von Erwachsenen mit kleinen, vielleicht acht oder zehn Jahre alten Jungen zu sehen war. "Mir war schlecht, ich habe regelrecht Reißaus genommen." Die Gesichter der Erwachsenen seien auf den Bildern nicht zu erkennen gewesen. Deshalb habe er die Staatsanwaltschaft nicht eingeschaltet, sagt Lübbering. "Das war falsch, es treibt mich bis heute um."

[Bildtext:]

Schöner Schein: Tanzende Mädchen 1959 in einem Kurheim in Bad Dürrenheim. Der Alltag vieler "Verschickungskinder" sah in Wirklichkeit viel düsterer aus. Foto dpa

"Ich war völlig auf mich allein gestellt": Detlef Lichtrauter heute und auf einem Jugendbild in den 1970er Jahren. Fotos Stefan Finger, privat

Aktenkundig: Hinter dem Haus Bernward verbarg sich alles andere als ein Postkartenidyll.  
Foto Reiner Burger

© Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt.